



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

* Beiträge auf den Christenboten nehmen entgegen die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São Paulo; Juiz de Fora in Minas Gerais; California; Leopoldino I in Espírito Santo; Rio de Janeiro, Pe- Shereza, Timbo in Santa Catharina; Lapa in Paraná, Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina Brusque, Florianópolis, Ramomila, Itoupava, Pomerode, Quadra-Braço do Norte, Theresópolis, Santa Iropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

9. Jahrgang.

Blumenau, im Mai 1916.

Nr. 5.

Petrus.

Ev. Joh. 21, 15—19. Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: „Simon Jona, hast du mich lieber, denn mich diese haben?“ Er spricht zu ihm: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Spricht er zu ihm: „Weide meine Lämmer!“ — Spricht er zum andernmal zu ihm: „Simon Jona, hast du mich lieb?“ Er spricht zu ihm: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Spricht er zu ihm: „Weide meine Schafe!“ — Spricht er zum dritten Male zu ihm: „Simon Jona, hast du mich lieb?“ Petrus ward traurig, daß er zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast du mich lieb? und sprach zu ihm: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht Jesus zu „Weide meine Schafe!“ — Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Da du jünger warst, gürtestest du dich selbst und wandtest, wo du hin wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst.“ Das sagte er aber, zu deuten, mit welchem Tode er Gott greifen würde. Und da er das gesagt, spricht er zu ihm: „Folge mir nach!“ —

Unter den Jüngern unseres Herrn Jesu ist keiner so scharf umrisSEN, so deutlich zu erkennen und zu beurteilen, als Simon Petrus. Keiner ist, der so schnell und so entschlossen spricht, wie dieser Eiferer, keiner, der so entschlossen die Waffe brauchte, als es gilt, den geliebten Herrn und Meister zu verteidigen. Aber auch keiner ist, bei dem wir so deutlich merken, daß auch die auserwählten Jünger Jesu Christi, nur Menschen gewesen sind, Menschen mit allen Fehlern und Schwächen unseres Geschlechtes, keine Heiligen, sondern der Gnade bedürftig wie wir alle.

Das hatte Petrus, der sich so groß geglaubt, in bitterer Stunde selbst erkennen müssen. Als der Hahn krähte, den Karfreitagsmorgen ankündigend, und der Heiland ihn ansah, an seine Verheilung ihn mahnend, da war ihm auf die Seele gefallen, daß er in törichter Menschenfurcht seinen Heiland verleugnet hatte, daß er verlassen hatte, woran er bis dahin gehangen, eine Mauer zwischen Jesus und sich selbst aufgerichtet hatte, die er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Zwischen Jesus und ihm stand nun sein böses Gewissen, die Erinnerung an seinen Verrat.

Darum hatte er nicht mit unter dem Kreuze stehen können, als Jesu Augen brachen. Darum ist er so eifrig, dem Herrn seine Liebe zu beweisen, daß er ins Meer springt, als er Jesum am Ufer stehen sieht (R. 21, 7). Darum wird er traurig, als Jesus ihn dreimal hinter einander fragt: „Hast

du mich lieb?“ Er sieht in den Augen des Fragenden die Mahnung an seinen Verrat. —

„Hast du mich lieber, denn mich diese haben?“ So hat Jesus zum erstenmal gefragt. Noch in Gethsemane, ehe Judas kam, hätte Petrus die Frage unbedingt bejaht. „Ich habe dich lieber, als die anderen, ich will ja für dich sterben“ hätte der Eifrig gesagt. Jetzt kann er es nicht mehr. Er kann nur einfach bejahen: „Du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Petrus ist anders geworden. Zwischen seiner damaligen Selbsteinschätzung und der heutigen steht die Nacht im Hufe des Kainbas, steht der Tag von Golgata.

Aber Jesus ist damit noch nicht zufrieden. „Hast du mich lieb?“ fragt er zum zweiten und dritten Mal. Nicht eine besondere Liebe überhaupt soll ihm Petrus bezeugen. Und Petrus fühlt den Vorwurf, der darin liegt. Er weiß, was Jesus meint: Du hast dich schon einmal über deine Liebe getäuscht, prüfe dich recht. Und aus der Beteuerung: Herr, du weißt alle Dinge; du weißt, daß ich dich lieb habe, fliegt die Bitte hindurch, daß der Herr ihm nun verzeihen und vertrauen möge, er wird jetzt wahrhaft sein, was er einst gelobte: getreu bis an den Tod. —

Und Jesus glaubt ihm und belohnt ihn. Freilich, mit einer eigenartigen Belohnung! — Daß er nicht mehr sich selber gürten soll, wie einst in seiner Jugend, daß er nicht mehr sich selber den Weg bestimmen soll, sondern, daß er mit gebundenen Händen gegürtet und geführt werden soll — und zwar zum Tode hin. „Das sagte er, zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen werde.“ —

Es ist ein ganzes Menschenschicksal, das uns die wenigen Zeilen vorführen. Ein Mensch wird zu Gott gezogen, trotz aller Schuld durch erhabende Liebe, die freilich sein irdisches Leben als Opfer fordert. — Unsere Lebensschicksale sind nicht so groß und bedeutend, aber was Petrus erfuhr, erleben wir im Kleinen auch. Auch wir sind zu Gottes Diensten bestimmt, auch wir verlassen ihn manchmal um irdischer Gründe willen. Auch wir werden nur dann ganz Jesu Eigentum, wenn wir uns demütigen, auch wir müssen uns selber aufgeben, wenn wir ihm dienen wollen. Petrus ist der irdische Mensch in seiner Sehnsucht und seiner Schwäche, Jesu Gnade half ihm, daß er überwand. Jesu Gnade führe auch uns zum Leben. Amen.

Der deutsch-evangelische Religionsunterricht in Brasilien.

Wie in unsern Gemeinden der Konfirmandenunterricht gehandhabt wird, setzt er überall eine gewisse religiöse Bildung der Kinder voraus. Das beweist allein schon die Kürze der Zeit, die für diesen im engeren Sinne kirchlichen Unterricht festgesetzt ist. Kommen die Kinder ganz unvorbereitet, so müßte entweder diese Zeit verlängert werden, oder das Ziel wird gar nicht erreicht, die jungen Christen in das

Verständnis des göttlichen Wortes einzuführen und sie zu weiterem, selbständigen Forschen in der Bibel anzuleiten. Die Konfirmation wird dadurch zu einer äußeren Form ohne Inhalt. Es könnte nun jemand sagen, da mag die Kirche selbst zusehen. Gesetzt den Fall, diese würde die Mitarbeit der Schule völlig außer Betracht lassen, so wäre das sicherlich nicht nur ihr eigener Schaden. Auch die Schule würde ihr Ziel nicht erreichen, den Kindern in gewissen Grenzen eine gute Allgemeinbildung zu vermitteln. Denn die religiöse Bildung bleibt zusehen. Gesetzt den Fall, diese würde die Mitarbeit der Schule ihren Schülern vollends zu einer festen, abgeschlossenen Weltanschauung verhelfen, und welcher Lehrer wollte darauf verzichten, so kommt er um die Religion gar nicht herum. Es ist ausgeschlossen auf sie nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Wo keine Religion gelehrt wird, wird sie bekämpft, ob mit Worten oder ohne Worte ist gleichgültig. Denn Religion ist ja nicht nur Lehre, sondern Herzensstellung zu Gott. Es ist romanischer Geist, die Religion aus der Schule auszuschließen. Zur deutschen Art gehört es, die Religion auch im Schulunterricht zu pflegen. Das Deutsche Reich erntet jetzt im Kriege reichen Lohn für die Bemühungen seiner Staaten in ihren Schulen der Religion ihre Stellung gelassen zu haben. Seine Bürger und Soldaten sind so der völligen Selbstingabe fähig. Innerhalb der kirchlichen Gemeinschaften in den anderen Ländern mögen die Christen fromm und selbstlos sein; dem Staate gegenüber, der sich von der Religion fern hält, fehlen die zarten, feineren Regungen des Gewissens völlig. Kein bloßer Moralunterricht, keine an sich gut gemeinte Bürgerkunde, als Unterrichtsfächer können die innersten, tiefsten Gefühle und Regungen der menschlichen Seele treffen und leiten.

Beschränken wir uns jetzt auf das Deutschtum in Brasilien. Ohne Pflege seiner Religion ist die Erhaltung deutschen Wesens, deutscher Art ein blohes Hirngespinst. Ich mache hier zunächst auch noch keinen Unterschied zwischen evangelischem und katholischem Deutschtum. Man wende auch nicht die vielen mir wohlbekannten Gottesleugner unter den Deutschen ein und halte mir auch nicht vor, daß ich diesen damit leichtfertig mit der Religion auch das Deutschtum abspräche, was doch zweifellos unrichtig wäre. Es gibt doch viele Religionsverächter, die mit allem Nachdruck für das Deutschtum eintreten. Ich will das keineswegs leugnen, möchte freilich bezweifeln, ob ihre Bestrebungen auf die Dauer Erfolg versprechen, wenn ich ihnen selbst auch die Ehrlichkeit ihrer Überzeugung und ihres Strebens keineswegs bestreite. Es ist auch zweifellos ein Unterschied zwischen romanisch- und deutschempfindenden Gottesleugnern vorhanden. Woher stammt der aber? Röhrt er nicht aus der verschiedenen Art der Religion in der sie erzogen sind und zu der sie jetzt in bewußtem Gegensatz stehen? Unbewußt wirkt aber die alte Art in ihrem Gefühlsleben doch nach. Manch ein Vater, der selbst religiös erzogen und in der Kenntnis Gottes und Jesu Christi unterrichtet war, dann aber von jedem Glauben, wie er dachte, abkam, und nun seine eigenen Kinder seiner neuen Weltanschauung gemäß heranwachsen ließ, sie nicht die Gebote Gottes lehrte und in völligem Dunkel über Jesus erhielt, wird gewiß schon den großen Unterschied zwischen sich selbst und seinen Kindern zu seinem Schaden bemerkt haben. Er wollte sicherlich, daß seine Kinder das würden, was er ist, daß sie ja nicht durch religiöse Unterweisung ihm entfremdet würden, und er muß zu seinem Erstaunen beobachten, daß seine Nachkommen in ihrem Denken und Fühlen ihm ganz unähnlich sind. Deren Empfindungsweise ist eine ganz andere geworden. Er selbst verachtete wohl die Religion, hatte aber geistige Interessen und war stolz darauf. Er las gern Bücher über alle möglichen Fragen der Weltanschauung. Seine Kinder haben keinen Sinn und kein Verständnis mehr dafür. Für die deutsche Art, zu sinnen, zu grübeln, zu forschen haben sie nur Lachen. Ihre Vergnügungen sind rein sinnlicher Art. Essen, Trinken, schöne Kleider usw. Gelderwerb auf jede Weise ist ihr Höchstes und nimmt allein ihr Denken in Anspruch. Mitgefühl, Mitleid mit anderen ist ihnen etwas Unbekanntes. Woran liegt das? Es fehlte ihrer Kindheit und Jugend die religiöse Unterweisung. Sie sind auf die letzten und tiefsten Fragen des Menschengeschlechtes nicht aufmerksam gemacht. Ihre Seele ist nicht durch die Religion erwärmt. Ihr Geist ist kalt geblieben. Ihr Herz ist verhärtet. Gottes Geist hat sie nicht berührte. Der bewußte Gottesleugner ist ein ganz anderer Mensch, als derjenige, der von Gott nichts weiß. Und auf einen Unterschied möchte ich noch hinweisen. Wer es in seiner Jugend gelernt hat, kann auf seinem Sterbebette, wenn Gott Gnade gibt, wieder beten, und so getrostet sterben, mag er auch Jahr-

zehnte lang darüber gespottet haben. Das ist durch viele tausend Fälle bewiesen. Wie soll aber der in letzter Not beten, der es nicht gelernt hatte in seiner Kindheit? Gewiß kommt es vielfach auch vor, daß Gottleugner ihrem Gottes Trost bietend das Ende erwarten. Es ist dies ein menschliches Sterben, das gewiß einen Christen tief erschüttert, aber doch vielleicht eine Art Bewunderung entlockt. Es ist gewiß eine Verirrung, aber doch eine Art Größe, wenn solche Menschen ruhig sterben. Wer aber Gott gar nicht kennt, mit ihm also auch gar nicht innerlich gerungen hat, stirbt nicht als ein Mensch, das heißt als ein geistiges, selbstbewußtes Wesen, sondern endet, ich will nicht den schärferen dafür bezeichnenden Ausdruck dafür gebrauchen, wie ein Tier. Es gibt viele Menschen, die das schöne Wort Humanität, das heißt Menschlichkeit, gern im Munde führen. Die sollen nur damit Ernst machen. Dann kommen sie um die Religion nicht herum und bei der Erziehung zur Menschlichkeit nicht um den Religionsunterricht. In und an der Religion ist die Menschlichkeit erwachsen. Wer damit jede Verbindung sogar die des Gegenseites gelöst hat, fällt in die Tierheit zurück, wird tierisch in seinem Empfinden, Leben und Sterben. Er mag sonst noch so sehr gelehrt sein und über eine Menge Wissen verfügen. Darin allein liegt das geistige Leben noch nicht, das uns zu Menschen macht. Ich rede noch gar nicht davon, daß wir ohne Religionsunterricht nicht Kinder Gottes werden können. Mit Schillers Wort: „Ich habe keine Religion aus Religion“, wird viel Unfug getrieben. Er war gründlich als Kind in der evangelischen Religion unterrichtet, kannte auch die anderen. Wer über religiöse Dinge in völliger Unkenntnis lebt, oder nur aus religiösefeindlichen Schriften sein Wissen geschöpft hat, besitzt kein Recht sich als Schillers geistigen Enkel zu fühlen. Auch der große Religionsverächter auf dem Throne, Friedrich der Große, ist als der gewissenhafte König, der er war, der Vater seines preußischen Volkes, ohne die peinliche religiöse Erziehung, die er durch seinen strengen Vater erhielt, undenkbar. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Friedrich des Großen Ablehnung der Religion ist zu verstehen. Sein Standpunkt ist zu achten. Wenn Schulze, Müller oder Lehmann seine Worte nachsprechen, machen sie sich nur lächerlich. Freilich lehrt uns das Beispiel Friedrich des Großen auch wieder mit dem Religionsunterricht vorsichtig zu sein. Es kommt nicht nur darauf an, daß Religionsunterricht erteilt wird, sondern auch wie er erteilt wird. Er ist kein Kinderspielzeug, das man jeder ungeschickten Hand anvertrauen darf. Religion ist wie ein zweischneidiges, scharfes Schwert. Man kann durch sie mehr schaden als aufzubauen. Wie er die Seele lebendig machen kann, kann er sie auch abtöten. Diese Gefahr ist sicherlich vorhanden. Das darf uns aber nicht abschrecken. Auch die Beobachtung kann uns trösten, daß Gott manches wieder bessern kann und zum Guten zu wenden versteht, was Menschen in ihrer Ungeschicklichkeit und in ihrem Uebereifer versehen. Ich weise wieder auf obiges Beispiel von Friedrich dem Großen hin. Er teilte die Anschauungen des Religionspöters Voltaire. Dessen Schriften hatte er eifrig gelesen, sich mit ihm mündlich viel unterhalten. Trotzdem fühlte er sich im letzten und tiefsten Grunde, doch wieder von ihm abgestoßen. Die Gesinnung des geistreichen, gelehrten Franzosen und die des deutschen Königs war zu verschieden. Voltaire war innerlich ein Lump, Friedrich der Große war ein Edelmann. Man ist in unserer Zeit vielleicht allzu schnell mit der Erklärung bereit. Voltaire war eben ein Franzose, Friedrich der Große dagegen ein Deutscher. Das sind Unterschiede des Blutes. Das ist eine Erklärung, die nichts erklärt, zum wenigsten nicht alles. Eigenschaften des Blutes sind auch anerzogen, wenn auch nicht dem einzelnen Menschen, so doch seiner ganzen Vorfahrenreihe. Und ohne Erziehung gehen sie wieder verloren. Wenn die dem Blute entsprechende Erziehung der Jugend fehlt, wenden sich die vererbten Fähigkeiten gegen das eigene Volk, den eigenen Stamm und die eigenen Blutgenossen. Das haben gerade die Deutschen vielfach zu ihrem Schaden erfahren müssen. Blutsverwandt werden unsere Kinder und Enkel in Brasilien uns immer bleiben. Wenn wir wollen, daß sie uns auch geistesverwandt bleiben, müssen wir sie in der Art erziehen, in der wir erzogen sind und in der unsere Eltern und Voreltern in Deutschland erzogen wurden. Dazu gehört auch als eines der wichtigsten Bestandteile der Religionsunterricht. Fehlt dieser, ist gleichsam eine Perle aus der Krone genommen.

Hier ist wohl genügend gezeigt worden, daß wenn im Folgenden weiter über den deutsch-evangelischen Religions-

unterricht in Santa Catharina geschrieben werden soll, damit nicht nur einseitig kirchliche Belange, sondern auch allgemein deutsche, die jeden Deutschen angehen, vertreten werden sollen. Nicht nur kirchliche, christlich gesinnte Leser sollen gewonnen, überzeugt und ermuntert werden. Diesen kann ja auch kaum etwas Neues gesagt werden. Die Notwendigkeit eines guten Religionsunterrichtes zu beweisen, wäre für sie ja auch überflüssig.

R.

(Fortsetzung folgt.)

Pfarrgehalt und Gemeindebeiträge.

Im sogenannten Riograndense Sonntagsblatt lesen wir nachstehende beherzigenswerte Ausführungen. Auch in den Kreisen, in denen der „Christenbote“ gehalten wird, kann man viel aus ihnen lernen, zumal hier bei uns es sogar Gemeinden gibt, die noch nicht einmal den Mindestbeitrag von 4\$000 haben, den sonst der Schreiber als ungenügend voraussetzt. Wenn unsere Gemeinden bei außerordentlichen kirchlichen Sammlungen auch weniger zurükhaltend sind, so ist die Scheu vor regelmäßigen Beiträgen doch vielfach übertrieben groß. Möchte der Abdruck dieser Zeilen von einem guten Kenner brasilianisch-deutsch-evangelischer kirchlichen Verhältnisse aufklärend und bessernd wirken.

I.

Das notwendigste Gehalt eines Pfarrers wird natürlich nach den Preisen der Lebensmittel an verschiedenen Orten verschieden sein. Auf den Kolonien wird jeder Pfarrer jährlich mindestens 2:000\$000 für seinen Haushalt nötig haben, an mehreren Orten reichen sie auch mit 2:500\$000 nicht aus; in den Villas und Städten werden 3 bis 6 Contos erforderlich sein. Es gibt wenige Familien mit Kindern in den Städten, die monatlich mit 250\$000 auskommen können.

Der Kolonist wird über diese Summe begreiflicherweise erstaunt sein, weil er nicht nötig hat, über seine Ausgaben Buch zu führen. Was er an Lebensmitteln für sich und seine Familie, sowie zur Unterhaltung seines Viehes gebraucht, entnimmt er einfach der eignen Wirtschaft. Müßte er alles und jedes z. B. Holz, Heu, Milho, Bohnen, Brot, Fleisch, Eier, Butter, Schmalz usw. kaufen, so würde er sich wundern, wieviel Geld ihm durch die Finger geht; und schriebe er alles, was er verbraucht, nach den Marktpreisen auf, so würde jeder am Schluss des Jahres sehen, daß er mit 2:000 \$ längst nicht auskommen ist.

Das Leben ist in den letzten 50 Jahren bedeutend teurer geworden. Nicht bloß mehr als das Doppelte kostet der Haushalt, nein, man kann dreist sagen: er kostet drei- und viermal so viel in jetziger Zeit, als er früher gekostet hat. Wenn man aber zur Erhaltung des Lebens mehr ausgeben muß, so muß man auch mehr einnehmen. In Wahrheit nimmt auch jeder Kolonist jährlich drei- und viermal soviel ein wie früher. Man vergleiche nur die Preise für Milho, Bohnen, Reis, Eier, Butter, Vieh, Holz usw. mit denen, die man früher dafür erhielt. Auch die Tages- und Monatslöhne sind bedeutend gestiegen; ebenso haben die Handwerker ihre Erzeugnisse im Preise erhöht, der Kaufmann seine Waren u. der Staat seine Steuern.

Es ist leicht zu begreifen, daß notwendigerweise auch allen Angestellten ein höheres Gehalt gezahlt werden muß, damit sie leben können. Zu den Beamten gehören auch Pfarrer und Lehrer. Gewiß ist deren Besoldung gegen früher besser geworden; aber es gibt wenige Gemeinden, die ihnen jetzt solche Gehälter zahlen, wie sie den jetzigen teuren Zeiten entsprechen. Nehmen wir beispielsweise an, daß vor etwa 40 Jahren der Pfarrer für eine Taufe soviel bekommen habe, wie damals ein Sac Milho kostete, so müßte jetzt, wo der Sac Milho durchschnittlich viermal so teuer geworden (in letzter Zeit war er siebenmal so teuer!), auch für eine Taufe viermal bezahlt werden, wie damals. Aber wo ist eine Gemeinde, die solche Bestimmung getroffen hat? Der Pfarrer aber, der den Milho kaufen muß, kann mit einem Sac Milho jetzt nicht länger auskommen, als in früheren Jahren. Und so geht es mit allen Sachen, die zum Leben erforderlich sind. Ich will annehmen, daß die Gehälter und die Sporteln gegen früher um das Doppelte erhöht worden sind; aber was heißt das in Wahrheit anders als: der Pfarrer bekommt im Verhältnis zu den Preisen für Lebensmittel, Kleidung, Schule, Reittiere usw. nur wenig mehr als die Hälfte dessen, was er früher erhielt? Wer als Beamter vor 50 Jahren jährlich 800\$000 einnahm, möchte davon leben können; aber um heutzutage so zu leben, wie vor 50 Jahren, müßte er wenigstens 3 Contos de Reis haben. Be-

kommt er jetzt aber nur 1:600\$000, so steht er sich bedeutend schlechter als früher mit 800\$000; er wird damit nicht leben können.

II.

Wieviel nun das einzelne Gemeindemitglied zum Pfarrgehalt beitragen muß und kann, das läßt sich ebenfalls nicht genau in Zahlen angeben. Aber die allgemeine Regel wird festgehalten werden müssen, daß jede Gemeinde ihren Pfarrer vollständig zu unterhalten hat. Zählt nun eine Gemeinde nur wenige Mitglieder, so wird das schwer sein, zumal auch noch andere Ausgaben für Bauten, Instandhaltung der Gebäude usw. gedeckt werden müssen. Man hat aber nur dann ein Recht, Almosen anzunehmen, wenn man selber nach Kräften beigeht hat.

Aber, was heißt: „nach Kräften“? — Die Kräfte sind auch in der Gemeinde verschieden. Es gibt Mitglieder, deren Jahresabschluß es ihnen gestatten würde, einen, ja selbst mehrere Contos der Gemeinde zu schenken, ohne daß dies ihre wirtschaftliche Lage verändert würde. Es gibt viele „Farin-Bauern“, die im letzten Jahr etwa 6 Contos allein für Farinha bar eingenommen haben, und ähnliche Fälle werden bei den „Tabaks-Bauern“, „Reis-Bauern“ usw. vorkommen. Wenn diese nur von dem einen Erwerbszweig den „Zehnten“ geben wollten, wie es die Israeliten von allen Einnahmen tun mußten, so würden sie den Ausfall kaum merken. Dagegen gibt es auch Mitglieder, die ein wirtschaftliches Opfer bringen und sich eine fühlbare Entbehrung auflegen, wenn sie 10\$000 ausgeben sollen. Daraus erhebt sich, daß es nicht recht ist, alle Mitglieder der Gemeinde gleichmäßig zu besteuern. Niemand darf seines Geldes wegen Vorzüge, niemand seiner Armut wegen Nachteile haben, aber alle sollen die Mahnung des Tobias an seinen Sohn beherzigen: „Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so gib das Wenige mit treuem Herzen“ (Tob. 4, 9). Es gibt aber Leute, die viel haben und wenig geben; unter solchen Umständen ist niemals ein treues Herz dabei. Der Unterschied von reich und arm ist auf der Kolonie nicht so groß wie in der Stadt, aber vorhanden ist er doch. Darum sollte eine Gemeinde den Jahresbeitrag eines jeden Mitgliedes so festsetzen, daß durchschnittlich alle ihn bezahlen können. Bei besonders dürftigen Familien wird der Vorstand gern Nachlaß gewähren, und die wohlhabenderen Familien sollten sich selbst höher einschätzen und der Gemeinde für ihre mannigfachen Bedürfnisse noch eine Gabe zulegen. So ist mir ein Gemeindebericht für 1915 zugegangen, nach welchem die geringste Taxe 6\$000 ist, der aber zeigt, daß die meisten 12\$000, andere 15, 18, 20, 24, 30, 50, 50, ja 120 Milreis bezahlt haben.

Nach den mir aus allen Gemeinden vorliegenden Meldungen ist der durchschnittliche Jahresbeitrag der Gemeindemitglieder 9\$700. Dabei habe ich alle Gemeinden mitgezählt, auch die kleinsten der Diaspora, bei denen man natürlich zufrieden ist, wenn jedes Mitglied jährlich 4\$000 beisteuert. Man kann wohl sagen, daß in den geordneten Gemeinden, die schon längere Zeit bestehen, der Jahresbeitrag durchschnittlich 10\$ ausmacht. Das ist doch gewiß nicht viel. Ich will nicht zum Vergleich heranziehen die mannigfachen Steuern, die wir an Municipio, Staat und Bund für Wege, Wagen, Handel und Profession zu zahlen haben, sondern nur darauf hinweisen, was wir an die Vereine abführen, denen wir freiwillig angehören, z. B. an die Franken, Turn-, Gesang-, Sport-, Schützen-, Bergmätigungs-Vereine. Die meisten Vereine fordern den Monatsbeitrag von 1\$000, das macht im Jahr 12\$000. Es gibt aber auch viele, die im Jahr 24, 36, 60 Milreis feste Beiträge verlangen. Und dazu kommen noch manche Unkosten und Ausgaben, die in der Gesellschaft unvermeidlich sind. Nun wird doch wohl kaum jemand behaupten, daß wir ohne Schützen- und Turn-Vereine nicht bestehen könnten; aber was würde aus unserer ganzen sittlichen Kultur werden, wenn wir keine christliche Gemeinde hätten, in der das Wort des heiligen Gottes den Menschen ins Gewissen geschoßen wird? Die Kirche ist die Grundlage allen irdischen Wohlergehens und Fortschritts; von den ewigen Gütern, die sie uns bringt, wie Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben, will ich gar nicht reden. Die Gemeinde ist der notwendigste und wichtigste Verein, den wir haben; — und wie gering erscheint die Beisteuer, die sie fordert!

Es gibt Leute, die behaupten, sie könnten die 10\$000 jährlich für die Gemeinde nicht erbringen, — die aber jeden Sonntag ihre Flasche Bier trinken. Das macht im Jahr über 30\$. Oder: die alle acht Tage zu Tanz und Musik, in den Rientop oder ins Theater gehen, oder eine Bandpartie mitmachen; —

das ergibt jährlich eine noch weit größere Summe. Ich tadle natürlich das alles nicht; wer es sich leisten kann und daran Gefallen findet, möge so etwas mitmachen. Aber wenn man sparen muß, so soll man am rechten Ende anfangen. Wer bei Schule und Kirche anfängt zu sparen, ist ein Verschwender. Nein, 108000 kann — mit sehr seltenen Ausnahmen — jeder als Jahresbeitrag für die Gemeinde zahlen, wenn er nur will. Das ist wirklich wenig genug. Wir haben Gemeinden in Stadt und Land, in denen die Mitglieder 12, 18, 20, 24, 30 Millions zahlen. Und das geht auch ganz gut und ist wahrhaftig nicht zuviel.

Was soll man nun aber sagen, wenn man hört, daß es Gemeinden von sehr gut gestellten Kolonisten gibt, die nur 48000 bezahlen, und sich weigern, diesen Beitrag jährlich auf 68000 zu erhöhen! Es ist klar, daß sie bei so geringer Beisteuer nicht in der Lage sind, ihrem Pfarrer die zur Führung eines Haushalts notwendigen Mittel zu reichen. Der Pfarrer muß aber doch leben, und so müssen andere Gemeinden oder Gesellschaften ihren Pfarrer besolden helfen. Sie überlegen aber nicht, daß in der ganzen Welt jede Gemeinde genug mit der Erhaltung des eignen Bestandes zu tun hat. Was darüber hinaus geleistet und geopfert wird, sind Almosen für ärmere Leute und Gemeinden. Reiche Leute sollten zu stolz sein, Almosen anzunehmen; ehrenvoll ist das nicht.

Früher haben Behörden und evangelische Gesellschaften in Deutschland Unterstützungen hierher gesandt. Seitdem aber Deutschland gezwungen ist, um seinen Bestand und des deutschen Volkes Zukunft Krieg zu führen, kann es neben den ungeheuren Opfern, die es Tag für Tag bringen muß, nicht noch Geld zu uns herüber schicken. Deutschland kann vielmehr jede Unterstützung von uns verlangen, die wir zu leisten in der Lage sind. Leider ist das nur Gelb! Es ist schön und lobenswert, daß hier für die Kriegsnot, fürs Rote Kreuz, für Kriegsblinde, für Kriegswaisen, für Kriegerheime usw. gesammelt und reichlich gegeben worden ist. Aber die nächste und erste Pflicht jeder Gemeinde wäre doch wohl gewesen, den Dank für die bisherige Fürsorge der Behörden und Glaubensgenossen in Deutschland dadurch abzustatten, daß man nun fortan den Ausfall durch erhöhte Beiträge decke. Wir sind mehrere Gemeinden bekannt, die dies getan haben. Sie haben ehrenwert gehandelt. Dafür müssen wir vor allen Dingen sorgen, daß die Grundlagen unseres Deutschtums, unsere deutschen evangelischen Gemeinden uns erhalten bleiben und von uns allein unterhalten werden.

Das Wohl der Gemeinden liegt in den Händen eines gewissenhaften, schaffensfreudigen und eifrigen Vorstandes. Wer Mitglied des Gemeindevorstandes ist, darf die Sachen nicht treiben lassen, auch nicht warten, bis sie gebieterisch an ihn herantreten; er muß vielmehr die Dinge in der Gemeinde überwachen und Vorkehrungen treffen gegen unangenehme Überraschungen. Dazu gehört auch, daß der Vorstand zu Beginn des Jahres die mutmaßlichen Ausgaben und Einnahmen des Jahres genau prüfe. Er überlege auch gewissenhaft, ob der Pfarrer mit dem bisherigen Gehalt auskommen könne. Die nachlässigen Vorsteher sagen vielleicht: Er tut's ja noch für das Geld; er hat ja noch nicht mehr verlangt. Zu der Noblesse schwingt sich so leicht kein Vorstand auf, dem Pfarrer zu sagen: „Es ist schimpflich von uns, daß wir Ihnen nur soviel geben; damit können Sie nicht auskommen, und dazu sollen Sie noch Ihre Kinder erziehen! Wir werden dafür sorgen, daß Sie von jetzt an mehr bekommen.“ Und gerade solche Sprache wäre eines Gemeindevorstandes würdig. Selbstverständlich müssen die Gemeindemitglieder einsichtig genug sein, daß sie in den Geldbeutel greifen, und besonders die wohlhabenderen sollten sich nicht auf den „Pflichtteil“ beschränken, sondern reichlich geben — auch „mit treuem Herzen“.

Es ist ein wahrhafter Jammer, wenn man sieht, wie manche Gemeinden so recht mühselig von Jahr zu Jahr ihre Last weiterschleppen, ja, wohl noch Schulden von einem Jahr in das andere hinübernehmen und dabei darauf rechnen, daß andere Leute, die ärmer aber gläubiger und gebefreudiger sind als sie, ihnen helfen, damit sie ihren Geldbeutel schonen können. Es ist vor allen Dingen Sache des Vorstandes, die Gemeinde dahin zu erziehen, daß sie sich im Besitz aller zu ihrem Fortbestande erforderlichen Geldmittel befinden.

Dem einzelnen Gemeindemitgliede möchte ich zum Abschluß die Frage vorlegen: Wie hoch schätzt du den Segen der deutschen evangelischen Kirche und Gemeinde für dich, deine Familie und die ganze Bürgerschaft und den Staat ein? Nur ein

ganz oberflächlicher und gedankenloser Mensch kann den unbezahlbaren Wert der Kirche leugnen. Was uns aber viel wert ist, dafür bezahlt man auch viel. Und umgekehrt: wofür jemand sich viel bemüht, das steigt ihm auch an Wert, es wächst ihm ans Herz. Und das ist mein Wunsch, daß die Gemeinde wirklich im Mittelpunkt unseres Lebens stehe und sie jedem ein Gegenstand seiner Liebe, seiner freudigen Opfer und seiner kraftvollen Arbeit werde. Je mehr wir ihr geben, desto mehr gibt sie uns zurück.

Dr. Wilh. Rotermund.

Waisenashyl „Pella“ und das Altenheim „Bethanien“ zu Taquary, Rio Grande do Sul.

Der dreizehntausendste Jahresbericht über diese Anstalten christlicher Nächstenliebe weiß wieder Erfreuliches zu erzählen. In dieser schweren Zeit konnten die Anstalten nicht nur durchhalten, sondern sogar vorwärtskommen.

Die Waisenanstalt Pella wies am 1. Januar 1915 eine Zahl von 58 Kindern auf, 40 Knaben und 18 Mädchen. Diese steigerte sich im Laufe des Jahres durch 19 Aufnahmen auf 77 Seelen. Dagegen traten das Jahr über 16 Knaben und 7 Mädchen aus, sodaß am 31. Dezember noch eine Gesamtzahl von 54 Kindern blieb. Ein Todesfall fand nicht statt.

Im Altenheim Bethanien trat man in das neue Jahr mit einer Zahl von 35 Insassen, 17 Männern und 18 Frauen. Während des Jahres wurden 7 Männer und 1 Frau aufgenommen, sodaß die Seelenzahl auf 43 anstieg. Durch 4 Austritte und 4 Todesfälle schloß das Jahr mit der gleichen Seelenzahl wie am 1. Januar. Natürlich gab es hier immer Gebrechliche und Kranke. Es starben 3 der ältesten Männer im Alter von 73, 82, 84 und eine Frau von 85 Jahren.

Die so nötige Anstalt für Geisteschwäche „Bethesda“ besteht bis heute immer nur dem Namen nach. Der Baufonds auf dem Banco da Provincia zinslich angelegt ist auf 5:577\$520 angewachsen.

Die Baulichkeiten und die Landwirtschaft der Anstalten wurden durch ein schreckliches Hagelwetter am 19. April heimgesucht. In wenigen Minuten wurden 6000 Ziegel in Stücke geschlagen und über 500 Fensterscheiben zertrümmert. Die Mandiolafelder wurden entblättert. Das Wachstum kam zum Stillstand. Tausende von Kürbissen wurden vernichtet usw. Auch dem Anstaltsvieh war das Wetter nicht günstig. Trotzdem wurde aus den eigenen Betrieben der Anstalt zu der u. a. eine Dampfmühle, Reistampfe, Farinhamühle, Tischlerei, Schmiede, Ziegelei gehört ein erheblicher Teil zum Unterhalt gewonnen. Der Jahresbericht schätzt diese Selbsthilfe auf 27:000\$ ein.

Die Rasserverhältnisse waren im Gegensatz zu 1914 überraschend günstig. Liebesgaben kamen ein 30:319\$860. 4:000\$ konnten von der Schulden abgetragen werden. Die Ashlyschuld beträgt Ende 1915 noch 47:100\$000.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Timbo. (Fortsetzung des Artikels in der Dezembernummer über den Kirchenbau in Timbo vor 25 Jahren.)

Zuletzt war vom Bauplatz und Bauplan der Kirche gesprochen worden, jetzt soll der Bau selbst nach der Seite der Geld- und Materialbeschaffung sowie in seinem Verlauf dargestellt werden.

Was zunächst die Baukosten anbelangt, so scheint es, als ob sich die Mitglieder wenig Gedanken über die Höhe des von jedem zu zahlenden Baubetrages gemacht haben. Bekanntlich pflegt das heute anders zu sein. Heute gibt es leider immer viel zu viel Wünschlausche, die wegen der angeblich unerschwinglich hohen Baukosten von der Teilnahme am Bau abraten, sodaß vorher genau festgesetzt werden muß, wieviel die einzelnen im Höchstfalle zu bezahlen haben. Daß es ganz unmöglich ist, den Baubetrag vorher genau zu berechnen, wenn die Gemeinde und nicht ein Unternehmer baut, wird dabei übersehen. Natürlich gibt es dann bei den Unverständigen stets großen Unwillen, sobald Nachforderungen erhoben werden. Der Baukommission und dem Vorstand der Gemeinde wird der Vorwurf gemacht, sie hielten nicht, was sie versprochen haben, sodaß sie zu aller Mühe auch noch den Vorwurf der Wortbrüchigkeit hinnehmen müssen. Zumeist bleibt dann nichts anderes übrig, als sich nach auswärtiger Hilfe umzusehen und freiwillige Sammlungen innerhalb der Gemeinde zu veranstalten.

In Timbo sind, wie gesagt, solche Schwierigkeiten nicht vorgekommen. Die Gemeinde war bereit zu leisten, was nötig

sein würde, wobei als Gesamtkosten der Kirche 7000 Milreis berechnet waren. Da man aber nicht wissen konnte, wieviel Mitglieder am Bau teilnehmen würden, war damit gar nichts gesagt. Die Protokolle lassen denn auch erkennen, daß je nach dem Bedürfnis über die Höhe der Baubeträge beschlossen wurde. Die erste Zahlung betrug 2\$000. Da nämlich 99 Mitglieder schon im Jahre 1885, wie oben erwähnt, je 2\$000 bezahlt hatten, wurde auch denen, die bis Ende 1887 hinzugekommen waren, einstweilen nur dieser Beitrag als Anzahlung auferlegt. Im Baukassenbuch stehen bis Schluss 1887 149 mit diesem Betrag, wobei indessen zu beachten ist, daß von den 99 seit 1885 schon mancher Anschluß in Carijos gefunden hatte, sodaß der Bau nicht mit 149 Mitgliedern seinen Anfang nahm. Die nächste Zahlung erfolgte im Januar 1888 zu je 5\$000 und wurde von 126 Mitgliedern geleistet. Ferner wurden für die Monate Februar bis Oktober 1888 je 2\$000 = 18\$000 und je 2\$000 für die Monate Februar bis November 1889 = 20\$000 erhoben, sodaß normaler Weise 45\$000 bis Ende 1889 zu bezahlen waren. Im Januar 1890 folgte dann ein Beitrag von 4\$000 und nach der Vollendung der Kirche am 28. September 1890 noch 6\$000, 2\$000 1891 und 4\$000 1892 — diese letzten allerdings auch wegen der Erwebung des „Pfarrlandes“ — sodaß bis zur Tilgung aller Schulden, die im Oktober 1892 erfolgt war, von jedem Mitglied 55\$000 zu entrichten waren. Davon ausgenommen waren nur diejenigen Mitglieder, welche außerhalb der Grenze des Bezirks oder als Verheiratete noch auf der väterlichen Kolonie wohnten. Diese bezahlten im ganzen nur 27\$000. Es handelte sich dabei bis 1892 übrigens um 10.

Außer den genannten Beiträgen waren die Mitglieder ferner verpflichtet, an 5 Tagen umsonst zu arbeiten oder für jeden Tag 1\$300 zu bezahlen. Nach einer vorhandenen Liste aus dem Jahre 1891 oder 1892 sind 521 Arbeitstage geleistet worden, was einer Summe von 677.300 entspricht. Dabei sind alle freiwilligen Tage miteingerechnet, auch die über die Pflicht geleisteten. Während nämlich viele die Zahl 5 nicht erreichten, arbeiteten andere 7 und 8 Tage. Fritz Adam steht sogar mit 8 $\frac{1}{2}$ Tagen verzeichnet. Uebrigens haben späterhin noch manche ihre rückständigen Arbeitstage nachgeholt. So wird im Protokoll vom 21. Februar 1892 davon gesprochen, daß für Erdarbeiten an der Löschung hinter der Kirche 20 Männer freiwillig arbeiten sollen. Wer nicht komme, solle bezahlen, was indessen wiederum auf mehrere keinen Eindruck gemacht zu haben scheint, denn am 27. März 1892 heißt es, daß rückständige Arbeitstage mit 1\$300 in die Baukasse gezahlt werden sollen. Das hat nachweislich nur Heinrich Richter, der wohl von vornherein vorhatte, die 5 Tage zu bezahlen, getan, trotzdem die Angelegenheit noch zweimal, nämlich am 16. Oktober 1892 und am 5. März 1893 auf den Versammlungen erscheint, am 16. Oktober 1892 mit der Aenderung, daß mit dem für die Arbeitstage einzuzahlenden Geld diejenigen entschädigt werden sollen, die mehr als 5 Tage gearbeitet haben. Doch ist über die Ausführung dieses Beschlusses nichts zu finden, sodaß mancher wohl seine rückständigen Arbeitstage noch heute leisten soll, ebenso wie mancher, der späterhin Mitglied wurde, es leider unterlassen hat, seinen vollen Beitragspflichten nachzukommen. Die grundstürzenden Streitigkeiten der Jahre 1898—1901 machten es der Gemeinde unmöglich, auf der Bezahlung zu bestehen. Man mußte froh sein über jedes Mitglied, das treu blieb. Darin war man in den ersten 10 Jahren von 1887/88 an wesentlich strenger. Auch damals hat es viele Säumige gegeben, man ließ aber nicht nach, sie immer wieder zu erinnern, schloß sogar 2 aus.

Wir kommen damit zu der Frage, wie es mit der Pünktlichkeit der Zahlungen während des Kirchbaus bestellt gewesen ist. Dabei fassen wir die Zeit vom Anfang des Jahres 1888 bis Oktober 1892 als den Abschlustermin der Kirchbauangelegenheit, wie oben schon kurz erwähnt, ins Auge. Kassenbuch und Protokollbuch geben uns darauf die gleiche Antwort, daß durchaus nicht alles nach Wunsch gegangen ist. Trotz einer recht guten Organisation mit Vertrauensmännern (den heutigen Delegierten) und aus ihrer Mitte gewählten „Bezirksvorständen“ (den heutigen Bezirksschiffierern), welch letztere in ihren Bezirken eigene Versammlungen abhielten, auf denen die Protokolle der Generalversammlungen der Vertrauensmänner in Timbo („Kirchenratsitzungen“) verlesen wurden, sodaß kein Beschluß unbekannt bleiben konnte, und trotzdem niemand erst den Schatzmeister aufzusuchen brauchte, wenn er bezahlen wollte, da die „Bezirksvorstände“ die Einziehung besorgten, gab es allmählich sehr viele Säumige. Am Schluss war dann aller-

dings bis auf Kleinigkeiten recht gute Ordnung eingeföhrt; es hatten nämlich 118 je 55\$000 und jene genannten 10 den ermäßigten Satz von 27\$000 bezahlt. Außerdem waren 13 mit ihren Zahlungen bis auf mindestens 40\$000 gekommen, davon 11 bis auf mindens 45\$000 und 9 sogar bis auf mindestens 49\$000. Die Gemeinde zählte also wenigstens 141 Mitglieder, nach einer Liste des Jahres 1892 waren es sogar 151. In der Zwischenzeit sah es jedoch manchmal recht böse aus. Ein richtiges Urteil darüber erhalten wir, wenn wir einmal die Anzahl der regelmäßigen Zahler mit der Normalzahl des Januar 1888 vergleichen und zweitens die Summen, die zu bestimmten Terminen eingekommen waren, mit denen, die hätten da sein sollen. Dabei nehmen wir als Normalzahl 126 — so wie hatten jene 5\$000 zu Anfang 1888 bezahlt — und als Termine Oktober 1888, November 1889 und Januar 1890. Bis Oktober 1888 mußten nämlich $2 + 5 + 9 \times 2 = 25$ bezahlt sein, bis November 1889 $25 + 10 \times 2 = 45$ und bis Januar 1890 $45 + 4 = 49$.

Das Ergebnis ist dies: Bis Oktober 1888 hatten 74 ihre 25\$000 abgeliefert, bis November 1889 37 ihre 45\$000 und bis Januar 1890 67 ihre 49\$000. Schon diese 3 Zahlen geben einen Einblick in die Bezahlungsangelegenheit. Noch bessere Auskunft gibt indessen die zweite Probe. Danach waren bis Oktober 1888 2:788\$000 eingezahlt, während 3:150\$000 hätten da sein müssen. Bis November 1889 hätten eingezahlt sein müssen 5:670\$000, es waren aber nur 4:516\$500 da, also erheblich weniger. Und endlich hätten im Januar 1890 6:174\$ da sein müssen, während nur 5:689\$220 dawaren. Der Unterschied betrug demnach im Oktober 1888 362\$000, im November 1889 1:153\$500 und im Januar 458\$280. In diesen drei Zahlen haben wir ein getreues Bild vom Verlauf des Kirchbaus. Dabei kann ich hinzufügen, daß es in Blumenau fast immer so gewesen ist und auch weiterhin so bleiben wird. Am Anfang wird ziemlich regelmäßig bezahlt, dann läßt der Eisprung nach und zwar gerade dann, wenn die größten Ausgaben zu bestreiten sind. Vorstand und Baukommission geraten in nicht geringe Not und müssen zusehen, daß sie sich durch Beschlüsse der Generalversammlungen, durch welche die Säumigen gemahnt werden sollen, oder durch Aufnahme eines Darlehens helfen. Beim Timboer Kirchbau war das Jahr 1889 am schwierigsten. Während nämlich bis Oktober 1888 2:798\$000 gezahlt waren, kamen bis November 1889 nur noch 1:718\$000 dazu, sodaß an dem Sollbestande 1:153\$000 fehlten. Es ist darum nicht zu verwundern, daß sich die Gemeinde genötigt sah, am 15. Dezember 1889 1000 Milreis zu borgen und außerdem den energischen Aufruf an die Gemeinde zu erlassen, die Nachzahlungen zu leisten. Das half. In dem einen Monat Januar des Jahres 1890 wurden nämlich 1:198\$220 bezahlt, während eine frühere Mahnung, die auf Beschuß der Versammlung vom 21. Mai 1889 durch 3 Mitglieder, die zu den Säumigen hinreiten mußten, geschah, erfolglos geblieben war.

An dieser Stelle möge gleich eine Zusammenstellung über Einnahmen und Ausgaben sowie über die Gesamtkosten der Kirche bis zum Oktober 1892 als dem Termin der Abzahlung des Darlehens und der Vergleichung der nach der Einweihung der Kirche noch ausstehenden Rechnungen folgen. Es ist in der Gemeinde die Meinung verbreitet, daß die Kirche 7000 Milreis gekostet habe. Das ist jedoch ein Irrtum, der entweder durch den Vorschlag oder dadurch entstanden ist, daß allerdings bis zum Oktober 1890 d. h. bis zur Abrechnung unmittelbar nach der Einweihung der Kirche ungefähr 7:000\$000 verausgabt waren, genau 6:648\$330, dem ein Kassenbestand von 161\$390 und andererseits nicht unerhebliche Rechnungsbeträge gegenüberstanden, die oberflächlich gerechnet 7:000\$000 ergaben. Aber noch hatte die Gemeinde 1000 Milreis Schulden, sodaß man also von vornherein 8:000\$000 hätte als Gesamtkosten rechnen müssen. Doch auch diese Summe ist noch unrichtig. Den Tatsachen entspricht folgende Aufstellung. Die Einnahmen bis zum Oktober 1892 durch Beiträge (7:839\$420), Schuld (1:000\$000), Geschenke (105\$000), dabei 50\$000 von Hoepde, Desterro) und verkauftes Inventar (55\$600) betrug 9:000\$020. Dieser Summe stand eine Ausgabe von 8:645\$520 gegenüber, wovon indessen 302\$800 nicht für die Kirche sondern für Erwerb des Pfarrlandes und anderes verausgabt waren, sodaß die Kirche bis zum Oktober 1892 8:342\$720 gekostet hat, mit den oben genannten 521 Arbeitstagen sogar 9:000\$000. Dabei ist zu beachten, daß sie noch keinen Zementfußboden, kein Chor, keine Glocken und kein Harmonium hatte und daß zu einer Zeit gebaut wurde, in der Material und Arbeit sehr billig waren, wie wir gleich sehen werden. [F. s. folgt.]

Für den Familientisch.

Stimmungsbilder aus dem Kriegsleben eines Landsturmmannes.

„Ablösung vor!“ — Nun streckt der bärige Landsturmann seine Glieder auf dem Holzwollsauf, dem neuesten Übergang vom Bett zum Brett. Die vier Stunden Schlaf bis zur nächsten Nummer müssen ausgenutzt werden. Die gewohnte Melodie beginnt bald, und das erste Klafter Holz ist im Anschliff. Die Träume spielen hinüber zu Weib und Kind oder durchlaufen in hunder Folge und Riesensprüngen das verflossene Jahr. Es ist Jahrestag der Fahrt in Feindesland hinein. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, Gloria Victoria, Teure Heimat sei gegrüßt.“ Zwischen Gepäck und Gewehren eingekleidet, sitzt er wieder da im Eisenbahnwagen wie vor einem Jahr, fröhlich und guter Dinge, und zündet sich seine sündsvolte Zigarre mit der bedenklich niedergebrannten Wachskerze an. Der gleichmäßige Takt der Wagenräder erlahmt, die Kerze nistet ein, und der glimmende Docht spendet Weihnachtsduft. Dunkel ist's geworden im Abteil und still, der Zug hält — französische Grenze. Geläut vom späten Gottesdienst im kleinen Städtchen — Friede auf Erden — zwei rauhe Hände greifen ineinander, der Blick sucht die Ferne am nächtlichen Himmel, doch — da blitzt und zuckt es wie steigendes Gewitter, und Donner der Geschütze verscheucht die guten Geister, Krieg — die Hände ballen sich zur Faust — „Heinrich, da, da ist die Schlacht.“ —

„Kamerad, wach' auf, leg' dich auf die Seite, du schnarchst wieder entsetzlich und ballst die Faust und knirschst mit den Zähnen, was ist dir denn?“ — „Ich war uppen Aste.“ — Bald wird ein neues Klafter in Angriff genommen, aber sanft und behaglich klingt der sägende Ton, und ein verklärtes Lächeln umspielt das bärige Gesicht, — Weihnachtsfeier des Landsturms in der Villiana, Lichterglanz, Liebesgaben, Punsch — „Prost Kamerad, Soldatenleben, ja, das heißt lustig sein“, Hei, wie das schmettert, das Lied, und die junge Schnalz bei jedem neuen Trunk, und wie er mit den Händen fuchtelt, der Landsturmann. Das Großstadtleben umschmeichelt ihn. „Trinken wir noch'n Tröpfchen aus dem kleinen Henkeltöpfchen“, „He, he, he, Madame, bon!“ — „Mensch, hör' auf, — jetzt singt er sogar im Schlaf. Rumdrehen, — so — nun wird er stille sein!“

Bald darauf steht unser Landstürmer am selbstgesetzten Kanonenofen im Schloßchen zu B. und lugt mit Kennerblicken in den brutzelnden Schmalztopf. „Thymian, Nellen und Zippeln sind manle. Dann mette we noch Genever hemmen. Robert, ga hen, weden holzen, et is butten kolt, wie mettet inbeulen.“ Da — heftige Kanonade, Gewehrfeuer, Leuchtfugeln — der Reiz der Neuheit dieses kriegerischen Schauspiels überwint die verlodendsten Düfte soldatischer Kochkunst. Alles stürmt hinaus auf einen Hügel im Park. Hei, wie das blitzt und donnert und knattert und leuchtet. „Wo det hinkümmt, dei frejet de Nase vull.“ — „Wilhelm, us Smaltpott, kumm.“

Aber der tüdliche Traumgott führt die Erinnerung an dem Schmalztopf vorbei in die Kirche. Kirchgang in B., welch' seltene Gemeinde: junge Helden aus dem Schützengraben und bärige Gestalten. Unser Landsturmann sieht sich wieder szenen wie damals inmitten dieser Gemeinde, seine sorgenvollen Gedanken fern in der Heimat bei Frau und Kindern. „Wie wird sie durchkommen?“ Da hört er von der Kanzel das Wort des alttestamentlichen Königs an seinen Sohn: „Bleib' getrost und sei ein Mann.“ Und seine kleine, wadere Frau steht plötzlich bei ihm. „Wie kannst du dir nur meinewegen Sorgen machen!“ Und seine Kinder springen an ihm hoch. Er fühlt sich beschämmt in seinen kleinlichen Haussorgen, um seiner mutigen Frau willen, die sich ihn als den bravsten und unverdrossensten erkoren hat. „Bleib' getrost und sei ein Mann.“

Er war froh, daß er bei dem Geräusch der Ablösung erwachte, der Gedanke, seine Frau könnte ihn im Ausharren beschämen, war ihm drückend. Erleichtert wälzt er sich auf die

anderen Seite, und neue Bilder steigen auf, neue Stimmungen, — ja, das dunkle Gewölbe des Forts war so recht der Ort gemischter Stimmungen. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. — „Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich bin ein Soldatenkind, habe Lust zum Streiten. — Ein treues Weib, ein bravtes Kind, das ist mein Himmel auf der Erde.“ So klingt es ausgelassen oder sentimental im trüben Gewölberaum, und draußen knattert im gleichmäßigen Takt das Maschinengewehr die Begleitung.

Teierabend nach getaner Arbeit, Spaten in Ruh, die Stiefel sind aus der Lehmkruze herausgeschält, die Post ist empfangen, die Pfeife dampft — Behaglichkeit. — „Nu lat oesch an die Halbe leggen, id sie maeue.“ — Die Mäuse beginnen ihren Tanz. Der Karussellmann, der „Rundumkerel“ klappert an seinem Bärt, die kleinen Gäste zu verscheuchen. „Heinrich, sind deine littjen Paere los?“, grunzt ein tiefer Bass, und eine viestimmige Lachsalve klingt im nächtlichen Gewölbe. —

„Aufstehen, antreten, Arbeitsgruppen formiert!“ — „Nu, die Pöhle floppen, det Werk störtet süß' in, rasch, rasch.“ — „Nu, August, wat mässt denn, du fleist med noch dot.“ Und „Pöhle floppen, Pöhle floppen“ murmelt er schlaftrunken. — „Ric hier, da hat ein innestläen, bum, noch ein, dei schütt wedder rober.“ „Bliff hier, du sollst nicht am Leben hängen, seggt use Pastor.“ „Und de Gulashkanone kummt, latse scheiten, nu ordentlich wat rindergegalbert, datte wat in de Lenken krieglt, id hebbe Smiecht uppen Bosse.“ — „Smiecht, sogar im Schlaf dentt der Mensch ans Essen!“ — „Steh up, futtere denn ligste wisse und phantasierst nicht mehr.“ — „Holte Snute!“. Gnu-rrr-hhrrr-rrr — und schon stapft er wieder andächtig seinen nächtlichen Patrouillengang am Schützengraben:

Es steigt ein Rauch von Opern auf,
Hier brennt ein Dorf, ist's Siegeslauf?
Schon Jahr und Tag dort Kampf und Tod,
Ach, groß der Nibelungen Not
Im grenzenlosen großen Krieg,
Herr, sei mit uns, gib uns den Sieg!

Doch im zudenden Licht des nächtlichen Kampfes wölbt sich der Himmel zum Dom, der Donner der Geschütze wird Orgelton, und unser Landsturmann befindet sich in der Kathedrale St. Moritz in feldgrauer Gemeinde, das Te Deum erklingt und Ein' feste Burg ist unser Gott — Sieg! — Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten, — und singt erst leise, dann lauter, aber bei dem dritten Verse, als er eben mit voller Kraft einsetzen will, ergreifen ihn zwei kräftige Fäuste „Mensch bist du rasend! Auf, ablösen, 1 Uhr!“ — „Zu Befehl!“

„August, heute ist Jahrestag, denfst du daran? Ein Jahr in Feindesland, lange Zeit und doch wie ein Traum.“ — „Ich bin justemente damit fertig.“

Gefreiter Adolf Klauenberg.
Aus: „Kriegsflugblätter, Beiblatt zur Liller Kriegszeitung“.

Kriegsmärchen.

Von A. Lorenz.

Im finstersten und tiefsten Walde, den seit vielen Jahren keines Menschen Fuß mehr betreten hat, steht, aus grauer Vorzeit stammend, ein alter, halb zerfallener Turm. Von oben schauen Sonne und Mond hinein, aber unten befindet sich noch ein zum Teil in die Erde gebautes, festes Gemach mit einem um mehrere Stufen erhöhten, hellen Erker daran. Hier sitzt ein altes Mütterchen vor einem großen Buche und schreibt. Seine Haare sind schneeweiss, sein Gesicht ist runzlig, auf der Stirne zeigen sich starke Zornesfalten, aber seine Augen sind noch hell und seine Ohren scharf. Und es sieht und hört mehr als gewöhnliche Menschen, denn es steht über den Menschen und heißt — Geschichte.

Viele, viele Jahre hatte die Geschichte einsam und ungestört in ihrem Turm gesessen und niedergeschrieben, was sie

erspähte. Manchmal mußte sie lächeln, wenn die Diplomaten einen gar zu närrischen Tanz aufführten, aber in letzter Zeit hatten sich ihre Mielen mehr und mehr verfinstert, und tiefer Zorn zeigte sich auf ihrem Antlitz seit der schrecklichen Juninacht im Jahre 1914. Da hatte es an die alte Turmtür gepocht, und eine Stimme hatte flehentlich um Einlaß gebeten. Die Geschichte braucht sich nicht zu fürchten, denn sie ist wahr und kennt keine Winkelzüge. Also hatte sie den Riegel zurückgeschoben, um einen gänzlich erschöpften, schönen Jüngling einzulassen, der mit letzter Kraft selbst die schwere Tür wieder schloß und in das tiefliegende Turmgemach sprang.

„Ich bin der Frieden,“ leuchte er, dem fragenden Blick des alten Mütterchens begegnend, „der bis jetzt über die Menschen geherrscht und ihnen nur Gutes getan hat. Aber mein böser Stiefbruder, der Krieg, ist schon lange neidisch auf mich und hekt und wählt bei den Menschen umher, daß sie mir nicht mehr trauen. Da haben sie heute einen Königsmord begangen, und seit dem Augenblick verfolgt er mich und ist mir schon auf den Fersen, um mich gefangen zu nehmen oder gar zu töten.“

Raum hatte der Frieden geendet, ertönte wüster Lärm. Reste krachten, Pferde trampelten, rohe Stimmen gröhnten dazwischen und Seine polterten gegen das alte Turmtor. Der Krieg war da mit seinen Spiekhgesellen, dem Tod und dem Teufel, und forderte die Herausgabe des Friedens. Aber die Geschichte wußte, daß ihr Turm standhalten würde. Er war so alt wie sie selbst und würde nicht untergehen, wie sie selbst auch nicht, denn sie ist das Gewissen der Völker, und ein Gewissen läßt sich nicht töten. So blieb sie ruhig und lächelte dem Frieden ermutigend zu.

„Du bist ganz sicher bei mir,“ sagte sie, „dein böser Stiefbruder kann nicht herein, von Töten ist also nicht die Rede und von Gefangennehmen auch nicht. Höchstens bist du jetzt bei mir gefangen, denn ich lasse dich nicht eher wieder unter die Menschen, als bis sie versprechen, dich als Herrscher anzuerkennen, du guter, törichter Knabe. Als die drei wilden Gesellen draußen merkten, daß hier mit aller Gewalt nichts auszurichten war, legten sie sich aufs Parlamentieren. Der Teufel war darin entschieden der Gewandteste, er stieg vom Pferde und flötete in ganz sanften Tönen durchs Schlüsselloch: „Liebe Mutter Geschichte, sei doch vernünftig, dein Widerstand mußt dir zu gar nichts. Ich habe ja so viele Teufel in meinem Dienst, wie du gar nicht glaubst. Der Allerschlauste trägt jetzt eine farierte Hose und eine Brille, er hält Reden im Unterhaus, und zwar so geschickt, daß alle Leute das Weiße schwarz und das Schwarze weiß sehen, wenn er fertig ist. Was willst du gegen so etwas tun?“

„Das Wahre,“ sagte die Geschichte ruhig.

„Dann habe ich noch einen sehr forschen Kerl,“ begann der Teufel wieder, „der hat große Generalsuniform angezogen und faselt nicht lange. Tut einer nicht seinen Willen, so ohngeigt er den Unfugsgamen und sperrt ihn ein. Ist dir nicht bange, daß er auch einmal zu dir kommt?“

„Nein,“ sagte die Geschichte, „denn wo ich bin, ist Wahrheit, und deine Spiekhgesellen scheuen die Wahrheit.“

Darauf krachte sich der Teufel etwas verlegen mit dem Schwanz hinter den Ohren. Als ihn der Tod, der eigentlich sehr wenig sprach, energisch beiseite pustete und rief: „Was soll das dumme Gewäsch von der Wahrheit und das ganze alberne Geschichtsbuch? Für wen und zu welchem Zweck ist es geschrieben, wenn wir jetzt doch alle Menschen töten?“

„Ich schreibe nicht für die Menschen, ich schreibe für die Ewigkeit,“ sagte die Geschichte.

Aber nun wurde der Krieg ungeduldig. „Was redet Ihr überhaupt so lange mit dem alten Weibe,“ schrie er, „kommt nun endlich mit und zeigt, was Ihr könnt.“ Damit war er fortgestürzt und die beiden anderen ihm nach, und seitdem haben sich die Zornesfalten so tief in die Stirne der Geschichte gegraben. Ueber Jahr und Tag hat sie nichts anderes zu verzeichnen als Tod und Blutvergießen, als List und Rache, als Neid und Habbier. Sie behütet den Frieden, der sich manchmal unvorsichtig hinauswagen möchte, wenn er hört, daß ein Teil der Menschen nach ihm ruft und sich nach ihm sehnt. „Traue ihnen noch nicht,“ warnt sie dann, „selbst wenn sie es aufrichtig meinen, so wären sie noch zu schwach, dich auf die Dauer zu schützen.“

Und so muß der Frieden noch warten, bis die Menschen gut und stark und reif genug geworden sind für seine Herrschaft.

Nach dem Kampf zum Frieden.

„Es war am Abend einer schweren Schlacht,“ so erzählte ein Seessorger. „Ich war in einem Lazarett stationiert; zwei Nächte hatte ich nicht geruht und lag erschöpft auf meinem Lager. Um Mitternacht wurde ich zu einem Schwererverwundeten gerufen. Er sei so schwach, daß es am Morgen zu spät sein könnte.“

So eile ich nach der Abteilung, die mir bezeichnet worden war, und finde den Mann, der nach mir geschickt hatte. Ich werde nie das Gesicht vergessen, das ich da beim matten Schein einer Kerze erblickte. Ich fragte ihn, was ich für ihn tun könne; und er erwiderte, ich sollte ihm sterben helfen. Ich antwortete, daß ich ihn gern auf meinen Armen ins Himmelreich tragen wolle, wenn ich könnte, aber das sei unmöglich. Dann versuchte ich ihm das Evangelium zu predigen, aber er schüttelte den Kopf und meinte: „Es kann mich nicht selig machen, ich habe mein ganzes Leben lang gesündigt.“

Meine Gedanken wanderten, als er so redete, zu seinen Angehörigen dazheim, und ich dachte an seine Mutter, die vielleicht jetzt für ihr Kind betete. Dies spornte mich aufs neue an, ihm eine Verheißung nach der anderen zu wiederholen. Dann betete ich mit dem Sterbenden, aber nichts schien zu helfen. Ich sagte ihm dann, ich möchte ihm eine Unterredung vorlesen, die Jesus des Nachts mit einem um sein Seelenheil besorgten Manne gehabt habe. Dann las ich ihm die Geschichte von Nikodemus in Johannes 3 vor. Während ich so las, heftete er seine Blicke auf mich, und es war, als ob er mir jedes Wort von den Lippen saugen wollte. Ich kam an die Worte: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Da unterbrach er mich mit der Frage: „Steht das da?“ – „Ja,“ versetzte ich.

„Ich wußte nicht, daß das in der Bibel steht,“ fuhr er fort, „lesen Sie das noch einmal.“ Er stützte sich auf seinen Ellenbogen und faltete die Hände, und als ich gelesen hatte, rief er: „Das tut gut, wollen Sie die Stelle nicht noch einmal lesen?“ Langsam wiederhole ich ihm die Stelle zum dritten Male.

Als ich am Ende war, sah ich, daß er die Augen geschlossen hatte, und daß der Ausdruck der Unruhe auf seinem Gesicht einem friedlichen Lächeln gewichen war. Seine Lippen bewegten sich, und ich beugte mich über ihn, um zu hören, was er sagte. Er flüsterte kaum vernehmbar: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß des Menschen Sohn auch erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Er öffnete die Augen und sagte: „Das genügt.“

Früh am anderen Morgen kam ich wieder an sein Lager; aber es war leer. Der Wärter sagte mir, daß der junge Soldat ein friedliches Ende gehabt habe. Seine letzten Worte seien gewesen: „Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Geprüft.

Es wurde ein Schmied einmal gefragt: „Warum ist es, daß du so viel Not und Schwierigkeit hast. Ich habe dich beobachtet. Seit du anfingst, ein aufrichtiges Leben zu führen und alle Menschen zu lieben scheinst, hast du doppelt so viele Prüfungen und Unfälle gehabt wie früher. Ich war der Meinung, daß, wenn ein Mensch sich Gott hingibt, dann seine Schwierigkeiten zu Ende sind. Sagte uns dieses nicht der Prediger?“

Mit einem gedankenvollen, aber leuchtenden Angesichte erwiderte der Schmied: „Siehst du dieses Stück Eisen? Es ist für die Sprungfeder einer Kutschre bestimmt. Ich habe das selbe eine ganze Zeit bearbeitet und gehärtet. Um das zu tun, mache ich es glühend heiß, und dann tauche ich es wieder in eiskaltes Wasser. Das wiederhole ich viele Male. Wenn ich finde, daß es härter wird, so mache ich es wiederum glühend und hämmere es in unbarmherziger Weise. In dem Versuche, das rechte Stück Eise zu bekommen, fand ich mehrere, die zu spröde waren; deshalb warf ich dieselben zu dem alten Eisen. Dieses alte Eisen ist von geringem Werte, aber diese Sprungfeder ist sehr kostbar.“ Er machte eine Pause, und sein Zuhörer nickte Beifall. Der Schmied fuhr fort: „Gott errettet

uns nicht bloß darum, daß wir ein angenehmes Leben führen können; so sehe ich es an. Unser Leben ist angenehm, denn Gottes Lächeln bedeutet den Himmel für uns; aber er will uns für seinen Dienst haben, gerade so wie ich dieses Stück Eisen zu gebrauchen wünsche. Erst seitdem mir dieses klar geworden ist, habe ich zum Herrn gesagt: „Prüfe mich in irgend einer Weise, wie du es für gut befindest, o Herr; aber wirf mich nicht zu dem alten Eisen!“

Durch Tiefen und Höhen.

Dröhrend fuhr der lange Eisenbahnzug, in dem wir uns befanden, in den Tunnel hinein. Sonderbar! als wir nach einiger Zeit wieder in den hellen Sonnenschein hinausfuhren, befanden wir uns mehrere hundert Fuß höher als bei der Einfahrt. Im Schoße des Berges waren wir auf den gewundenen Schienenwegen unmerklich immer höher und höher gestiegen. Sind solche Rehtunnel, denen der Reisende sich anvertraut, nicht ein Bild unseres Lebens? Wir fahren hin-in die dunklen Zeiten, ahnungslos, welchen Gefahren wir entgegen gehen. Wüßten wir uns nicht in Jesu Händen und in seiner Nähe, wäre die Angst und Sorge kaum zu ertragen. Über wie wir aus dem Dunkel ans Licht kamen, sahen wir träumend hinab. Dort, tief unten, sind wir hineingefahren, jetzt hat uns der Rehtunnel so schnell und unmerklich in die Höhe gebracht; so macht unseres weisen und reichen Herrn Güte aus dem jammervollsten Erdenmenschen einen reisen, echten Himmelsbürger. Aus der Tiefe in die Höhe, durch das Dunkel zum Licht.

Der Blick aufs Ende, auf das, was wir sein werden, wenn wir durch die dunkle Trihsal hindurchgegangen sind durch Jesu Meisterarbeit an uns, gehört zu dem Trostreichsten und Erhabensten, was uns auf Erden die Seele füllt.

Freiheit.

Ein Kind kam mit seinem Vater zum erstenmal aus dem bunten Getriebe der Großstadt hinaus in die freie Natur. Wald und Feld lag vor dem Knaben wie eine neue Welt. Da erregte ein Voglein, das leichtbeschwingt dahinslog, des Knaben Aufmerksamkeit. „O, Vater, der arme Vogel,“ sagte der Knabe wie von Mitleid ergriffen. „Arm,“ erwiderte der Vater, „warum ist der Vogel denn arm?“ „Nun, er hat ja keinen Käfig,“ war die kindlich-naive Antwort des Knaben. Wie viele Menschen meinen wie jenes Kind, es dürfte nicht anders sein, der Vogel gehöre in den Käfig! Viele haben sich an den Käfig ihrer bösen Gewohnheiten und andere Dessen so gewöhnt, daß sie für die herrliche Freiheit der Kinder Gottes nur noch ein ungläubiges Kopfschütteln oder mitleidiges Lächeln übrig haben. Und doch sagt der Herr Jesus: So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht (Joh. 8, 34. 36).

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 7. Mai: Gottesdienst in Itoupava Rega; 2 Uhr nachm.: in Braço do Sul.

Sonntag, den 14. Mai: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kindergottesdienst.

Sonntag, den 21. Mai: Gottesdienst in Massaranduba, Schule 58.

Sonntag, den 28. Mai: Gottesdienst in Itoupava Rega; 3 Uhr nachm.: in der unteren Schule in Itoupava Rega.

Himmelfahrt, den 1. Juni: Gottesdienst in Ribeirão Bonito.

Sonntag, den 4. Juni: Gottesdienst in Massaranduba, Schule bei Witte.

1. Pfingstfeiertag, den 11. Juni: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kindergottesdienst.

2. Pfingstfeiertag, den 12. Juni: Gottesdienst in Pommerode.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, den 14. Mai: Gottesdienst in Itoupavazinha.
Sonntag, den 21. Mai: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Alto Rio do Testo.

Sonntag, den 28. Mai: Gottesdienst in Fortaleza.
Himmelfahrt, den 1. Juni: Gottesdienst in Testo Central, Schule bei Roch.

Sonntag, den 4. Juni: Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls in Alto Rio do Testo.

Pfingstsonntag, den 11. Juni: Gottesdienst in Badenfurt.
Pfingstmontag, den 12. Juni: Gottesdienst in Itoupavazinha.

Anfang des Konfirmandenunterrichts in Alto Rio do Testo
Dienstag, den 16. Mai, 10 Uhr vorm.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 14. Mai, 10 Uhr vorm.: Gottesdienst und heil. Abendmahl in Santa Maria; 3 Uhr nachm.: Gottesdienst und heil. Abendmahl im Freiheitsbach.

Sonntag, den 21. Mai: 25jähriges Kirchenjubiläum in São Bento.

Sonntag, den 28. Mai: Gottesdienst in Rio Wdda.
Himmelfahrt: Gottesdienst in Cedro Alto. Danach Beginn des Konfirmandenunterrichts.

Sonntag, den 4. Juni: Gottesdienst in Beneditto-Novo. Danach Aufnahme der Konfirmanden.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Pfingstmontag, den 12. Juni: Gottesdienst in Pommerode (P. Gabler).

Sonntag, den 18. Juni: Gottesdienst in Rio Serro (P. Radlach).

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 7. Mai: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 14. Mai: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 21. Mai: Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 28. Mai: Gottesdienst in Brusque.

Nach dem Gottesdienst abwechselnd Kindergottesdienst und Versammlung der eingesezneten Jugend.

Jeden Mittwoch, 7½ Uhr, Bibelstunde in Brusque.

An jedem Sonntag nachmittag Außenandacht in einem der Koloniebezirke. Die näheren Angaben werden von der Kanzel aus gemacht.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, den 7. Mai: Gottesdienst in S. Bento.

Sonntag, den 14. Mai: Gottesdienst in S. Bento und Bechelbronn.

Sonntag, den 21. Mai: Festgottesdienst in S. Bento anlässlich des 25jährigen Kirchweihjubiläums.

Sonntag, den 28. Mai: Gottesdienst in Humboldt.

Donnerstag, den 1. Juni (Christi Himmelfahrt): Gottesdienst in S. Bento.

Pfingstsonntag, den 11. Juni: Festgottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in S. Bento.

Pfingstmontag, den 12. Juni: Gottesdienst in Campo Mlegre.

Sonntag, den 18. Juni: Gottesdienst in S. Bento.

Pfarrer Ortmann.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 7. Mai, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Florianopolis; 10 Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Pfarrer Brunow.

Evangelische Reisepredigt Bella Alianca.

Sonntag, den 7. Mai: Gottesdienst in Matador; nachm. in Donra.

Pfarrer Radlach.